

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

82 (7.4.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 27

Die Gleichheit im Staate.

Es ist nicht verstatet, daß der Eine sage: ich bin stärker als alle übrigen, leisten dann dem Ganzen mehr, und muß eben darum auch im Genuße etwas vor den übrigen voraus haben; denn die Vereinigung und Verschmelzung aller zu einem Ganzen ist durchaus unbedingt; — daß dieser eben der stärkste ist, ist zufällig; wäre er der schwächste, so würde für ihn nicht weniger gesorgt sein; oder wird er durch Zufall einst schwach oder krank, so daß er gar nichts mehr leisten könnte, so wird immer auf dieselbe Weise für ihn gesorgt sein.

Emanuel Geibel.

1884 — 6. April. — 1914.

Unsere bürgerliche Literaturgeschichtsschreibung versucht mit ebensoviel Ungeheiß wie Sinnlosigkeit die Objekte ihrer eifrigen Fürsorge hübsch und wohlgeordnet in Genies, ganze und teilweise, Talente, große und kleine, Begabungen, starke und schwache, einzuteilen. Aber damit begnügt sich die deutschproletarische Gründlichkeit noch nicht. Diese drei oder sechs Hauptgruppen von Poeten werden abermals in tausend ästhetische Unterordnungen zerlegt, je nach Stoff und Form ihrer Werke, oft sogar auch nach ihrer Gut- und Bortracht oder dem „impressionistischen Eindruck“, den die Literaturhistoriker von ihrer Persönlichkeit erhalten hatten. Kein Wunder, daß sie mit ihrer Methode das tollste Kunstergebnis erzielen. Was der eine lobt, reißt der andere herunter, der nennt irgendwelchen Poeten philosophisch, jener packt ihn zu den Symbolikern; und jeder glaubt von seinem Standpunkt aus das objektiv Richtige getroffen zu haben.

Betrachten wir aber diesen „Standpunkt“ einmal näher, so machen wir in den meisten Fällen die Entdeckung, daß er in Wahrheit garnicht vorhanden, vielmehr nur eingebildet war. Den meisten bürgerlichen Literatur-, Kunst- und Kulturhistorikern fehlt das wichtigste Kriterium des Vermögens objektiver Beurteilung: nämlich die tiefere Kenntnis der sozialen und ökonomischen Struktur jener Zeiten, die sie schilderten oder in denen die von ihnen besprochenen Persönlichkeiten wirkten. Sie bleiben daher auch über die Ursachen ihrer besondern Entwicklung im Unklaren und versuchen nun mit ästhetischen Untersuchungen über sie ins Reine zu kommen. Da aber die Ästhetik ebenso sehr von den jeweils herrschenden gesellschaftlichen Zuständen abhängig ist wie Literatur und Philosophie, wie überhaupt kulturelle, soziale politische Meinungen und Taten, so ergibt sich aus dieser unbefreibaren Tatsache, daß nur allein mit Hilfe der modernen ästhetischen Betrachtungsweise niemals eine sichere historische Wertung eines Kulturträgers der Vergangenheit möglich sein kann. Ein Beispiel: Das von der Sonne ausgestrahlte Licht erscheint uns gewöhnlich weißgelb und gibt uns nicht den geringsten Aufschluß über die Struktur des Gestirns. Im Prisma aber zerlegt es sich in viele bunte Farböne und da wir die von einander abweichende Färbung des von glühenden Elementen ausgesandten Lichtes kennen, sind wir in der Lage, nach dem im Prisma zerlegten Sonnenlicht, nach dem fogen. Spektrum der Sonne ihre stofflichen Bestandteile zu bestimmen. So auch sagt uns das individuelle oder rein ästhetische Wohlgefallen an den Werken eines Poeten nichts über seine Entwicklung und historische Geltung: wir müssen sozusagen das Licht, welches von ihm und seinem Werk ausgeht, im Prisma seiner Zeit zerlegen, um dahinter zu kommen, welche Ingedienzien es zusammenzusetzen, ihm seine eigentümliche Färbung gaben. Mit anderen Worten: wir müssen den sozialen und ökonomischen Untergrund betrachten, dem der Dichter entvouß.

Es ist noch in aller Erinnerung, daß man für die Ergriffung oder Rambaftmachung der Person, die ein Denkmahl in Charlottenburg mit roter Farbe beschierte, eine Prämie von 1000 Mk. aussetzte. Zur Wiedererlangung des Kindes oder zur Festnahme von 300 Mk. für ausreichend! Eine Denkmahlbeschiädigung ist anscheinend etwas viel Verwerflicheres als das Verschleppen und Schänden kleiner Mädchen.

Die Wirkungen des Frauenstimmrechts in Amerika. Eine Enquete über die Wirkungen des Frauenstimmrechts in amerikanischen Staaten war von einem Komitee, bestehend aus angesehenen englischen Stimmrechtlerinnen und Stimmrechtsgegnern veranstaltet worden. Befragt wurden solche Personen in den Staaten, die das Frauenwahlrecht eingeführt haben, die weder als erklärte Gegner des Frauenwahlrechts noch als Freunde bekannt waren. Das Ergebnis wurde dann in der Zeitschrift „The XIX. Century and After“ (Das 19. Jahrhundert und später) veröffentlicht.

Von den 63 Antworten, die einkiefen, waren 46 dem Frauenwahlrecht günstig, 8 neutral, 5 ziemlich ungünstig und nur 4 absolut ablehnend.

Das Ergebnis ist für die Frauenwahlrechtsbewegung außerordentlich günstig, umso mehr, als einige der Antwortenden erklärten, daß sie früher Gegner des Frauenwahlrechts gewesen seien, aber nun gesehen hätten, daß es eine gute Wirkung ausübe. Von allen Dingen wurde die Bekätigung der Frauen für die Abschaffung der Kinderarbeit, für Einsetzung von Minimallohnlöhnen, für kürzere Arbeitszeit und ihr Kampf gegen das Laster gerühmt.

Der Alkoholismus der Frau. Die Achtung vor der Frau ist den meisten Kulturbildern glücklicherweise so eingepägt, daß eine Herabsetzung des weiblichen Geschlechts mit besonderer Stärke empfunden wird. Deshalb haben auch die Erscheinungen und Folgen des Alkoholismus bei Frauen im höchsten Maße dazu beigetragen, den Kampf gegen den Alkoholmißbrauch zu fördern. In Deutschland hat die Trunksucht der Frau überhaupt nie eine solche Verbreitung besessen wie in romanischen Ländern und besonders in England. Aber auch in Ausnahmefällen ist diese soziale Erscheinung noch bedenklich und fordert zu ihrer völligen Ausrottung auf. Einen Einblick in die Häufigkeit des weiblichen Alkoholismus sowie in seine Grundlagen und Folgen gewährt ein Vortrag, den Dr. Röber vor der naturwissenschaftlich-medizinischen Gesellschaft in Jena gehalten hat. Er hat zu diesem Zweck die Krankengeschichte aller Patienten durchforcht, die in den letzten 26 Jahren wegen Trunksucht oder daraus erwidelter Geistesstörungen in die psychiatrische Klinik in Jena aufgenommen worden waren. Im ganzen waren es 197 Männer und 38 Frauen. Es ließ sich feststellen, daß von den 38 Frauen 26 unter erblicher Belastung standen und daß weitere zehn einen anderen geistigen Defekt besaßen. Daraus ist also zu schließen, daß die trunksüchtigen Frauen meist bereits von einer geisteskranken Anlage beherrscht werden. Dann macher sich begreiflicherweise auch die Folgen des Alkoholmißbrauchs an stärksten geltend, während die sonst wenigstens mehr auf der Körper beschränkt bleiben. In einem Falle konnte übrigens das Verhängnis der Vererbung unter dem Fluche des Alkohols besonders stark festgestellt werden. Der Vater von vier Kindern war Trinker und morphiumfüchtig und auch die Frau gewöhnte sich an dasselbe Laster. Von den Kindern verfielen zwei Söhne früh dem Alkohol und der Geisteskrankheit. Ein Kind starb jung und eine Tochter, die noch am besten fortgekommen war, sah sich doch durch hochgradige Nervosität in ihrer gesamten Lebensge wohnheit geschädigt.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Vernharb). Inhalt vom 14. Heft des 11. Jahrganges: Beamtenaktionäre. — Organisation Betrieb und Buchführung. Von Professor Dr. J. Fr. Schär Berlin. — Sachverständige. Von G. W. — Revue der Presse. Organisation der Aktionäre. — Minierbankiers. — Wirtschaftskrisis in Rußland. — Germanisation der französischen Industrie. — Reichszulassungsstelle. — Kleinbanken. — Aus den Werken. — Aktienbesitz der Direktoren. — Wank Schlüssel. — Ufa. (Monnomet vierzehntel, per Post. Buchhandlung u. direkt vom Plutus-Verlag 4.50 Mk. Probeheft gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag, Berlin W. 62, Meißstr. 21.)

Es ist nicht der Arbeiter, sondern der Hausbesitzer ist Grundbesitzerinteressen am meisten des Schutzes bedürftig. Und zwar soll nicht nur die Miete, sondern auch noch ein deutungslosig „für einwandfreie Ablieferung der Wohnung beim Fortzug“ vom Arbeitgeber einbehalten werden. Damit wären aber die Arbeiterfamilien den Hausbesitzern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Gegen Mietssteigerungen wären sie machtlos, denn welcher Hausbesitzer würde sich die Möglichkeit entgehen lassen, durch Zurückbehaltung der angekauften Kautions einen Druck auf die mit Umzug drohenden Mieter auszuüben?

Vom privaten Hausbesitz ist also nichts zu erwarten, und die Städte haben sich leider auch noch nicht zu der Auffassung durchgerungen, daß sie selbst Häuser bauen müssen, um gerade den schlechtestgestellten und kinderreichen Familien einwandfreie billige Wohnungen zu sichern. Von einer Konkurrenz gegenüber den Hausbesitzern kann dabei gar nicht die Rede sein, höchstens von einem erzieherisch wirkenden Beispiel. Selbst finanzielle Verluste müßten die Kommunen mit in Kauf nehmen, wo es sich um die Schaffung einigermaßen gesunder Wohnstätten für die Unbemittelten handelt. Die ganze Wohnungspflege hat erst dann einen Sinn, wenn ungesunde und schlechte Häuser rücksichtslos geschlossen werden können, ohne daß die Wohnungsaufsicht zu befürchten braucht, daß die aus den Häusern vertriebenen Familien nun obdachlos werden.

Es ist also eine praktische Bevölkerungspolitik nur durch zielbewusstes Arbeiten auf den drei großen Gebieten zu erreichen: Schaffung billiger Lebensmittel durch Aufhebung der Zölle, Gesundheitszulagen für kinderreiche Familien und Bereitstellung billiger Wohnungen für die unbemittelten Schichten. Der Kampf um eine Herabsetzung der Lebensmittelpreise wird noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, der kommunale Wohnungsbau dagegen ist eine Aufgabe, die sofort energisch betrieben werden kann und muß. Durch das Geschrei der Hausbesitzer darf sich niemand betören lassen. Gesunde Wohnungen sind eine der Hauptbedingungen für die Erhaltung eines kräftigen Nachwuchses. In einer Zeit, in der die Geburtenförderung als „nationale Pflicht“ hingestellt wird, ist es doppelt nötig, dafür zu sorgen, daß genügend einwandfreie Wohnungen vorhanden sind, um den Bevölkerungswachst aufzunehmen.

Ausbildung der Textilarbeiterinnen.

Im Jahre 1913 wurden in Deutschland 26780 Handwerkerinnen gezählt, darunter etwa 20000 in mehrjähriger Handwerkslehre stehende weibliche Lehrlinge.

Aus der Tatsache, daß so viele Arbeiterfamilien sich heute schon entschließen, ihre Töchter eine mehrjährige Lehre zur Erlernung eines Handwerks durchzumachen zu lassen, glaubt der Verband für handwerksmäßige und sachgewerbliche Ausbildung der Frau schließen zu dürfen, daß auch die sachgewerbliche Ausbildung der Fabrikarbeiterinnen durchzuführen sein werde. Er beabsichtigt, zunächst eine umfangreiche Propaganda für die sachgewerbliche Ausbildung der Textilarbeiterinnen einzuleiten, für deren berufliche Ausbildung bisher so gut wie nichts geschehen sei, obwohl die 629 008 männlichen Arbeiter im Jahre 1907 bereits 628 236 weibliche gegenüberstanden.

Der Verband wendet sich an die Arbeitgeber mit der Forderung, für die Einrichtung von gewerblichen Pflichtfortbildungsschulen, die als Berufsschulen ausgeschaltet werden müßten, einzutreten. Solange diese nicht vorhanden sind, sollen wahlfreie Kurse geschaffen werden, die den bestehenden Fachschulen angegliedert werden könnten.

Der Appell an die Unternehmer dürfte keine allzu große Wirkung haben. Erst vor kurzem wehrten sich die rheinischen und westfälischen Handelskammern aufs entschiedenste gegen die Ausdehnung des Fortbildungsschulzwangs auf Arbeiterinnen. Solange nicht die Kommunen durch Reichsgesetz gezwungen werden, Fortbildungs- und Fachschulen für alle Mädchen zu errichten, wird es mit der fachschulmäßigen Ausbildung der Fabrikarbeiterinnen übel bestellt sein. Den Unternehmern in der Textilindustrie so gut wie denen in anderen Industriezweigen liegt in der Hauptsache daran, billige Arbeitskräfte zu haben. Von der Fortbildungsschule fürchten sie eine Verteuerung der besser ausgebildeten Arbeiterinnen, und außerdem haben sie auch keine Lust, die nötige Freizeit für den Schulbesuch zu bewilligen.

Kleine Nachrichten.

Nur ein Kind. In neuester Zeit mehren sich wieder die Nachrichten über Verschleppung von Kindern. Die 7½ Jahre alte Tochter des Schlossers Ruffe in Treprow-Daumshuldenweg ist noch nicht gefunden worden. Die Gemeindevertretung von Treprow hat nun eine Belohnung für die Ermittlung des Kindes oder des Mannes ausgesetzt, von dem angenommen wird, daß er die kleine Margarethe verschleppt habe.

Insprach darauf, als markante Dichterpersonlichkeit auf die Stadt zu kommen. Er gab seinen neuen Wein in alte Schläuche, er bastelte nur an diesen herum.

Für den innerdeutschen Kampf zwischen Junkertum, Großbourgeoisie und Proletariat, der zur weltgeschichtlichen reinlichen Klassencheidung auch in Deutschland führte, fand Geibel nur die Verse:

Aber wo mit Gewalt und List Haupt feindselig und Glieder sich befehen im inneren Zwist, Da verstummen die Rieder.

Oh sie diene, der Volkspartei'n Zwiertacht weiter zu tragen, Rieder wollt' ich am nächsten Stein Meine Harfe zerschlagen.

Vor dem Vorwurf reaktionärer Gesinnung, schükt ihn seine völlige Unkenntnis sozialer, ökonomischer und politischer Zusammenhänge, auch, als er folgendes dichtete:

Wenn von außen der Feind uns droht Wohl mit klingenden Saiten Im gewappneten Aufgebote Ziemts dem Dichter zu schreiten.

Eisern wie ein geschwungenes Schwert Soll sein Hymnus ertönen, Bis ihm gnädig ein Gott beschert Siegerkränze zu krönen.

Der Gervog antwortete ihm hierauf mit seinen wuchtigen Versen:

Uniere leidigen Volkspartei'n Sind dir, Harde, zuwider; Wenn sich Haupt und Glieder entzwei'n, Klagst Du, schweigen die Rieder.

Aber wenn sich Gewalt und List Auf dem Throne verbünden, Wenn sie traurigen Haß und Zwist Trech in Deutschland entzündend —

Eisern wie ein geschwungenes Schwert Will dein Hymnus ertönen, Bis uns Narren ein Gott beschert, Siegerkränze zu krönen.

Eine Harfe besitzt du, Mann, Die dir Böbus erhalte; Wohl mir, daß ich noch spielen kann Meine Reier, die alte.

Oh sie diene, von Königgrätz So zu singen und lagen, Rieder wollt' ich dem Braun und Mez Um die Köpfe sie schlagen.

Fassen wir nunmehr unser Urteil über Geibel zusammen! Er ist in kleinbürgerlichen Anschauungen aufgewachsen und zeitlebens stehen geblieben. Als Poet blieb ihm infolgedessen der volle Saitenschlag der Originalität, die ihm nur die durchdringende Kenntnis der Probleme der nachklassizistischen deutschen Romantik — und als solcher sind ihm manche edle Werte gelungen. Er war durchaus kein Poet von besonderer Originalität. Einige seiner Lieder, wie z. B. das allbekannte „Und dräut der Winter noch so sehr“ mit dem Schlusse „Es muß doch Frühling werden“, das Mailied: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“, das zum Volkslied wurde, sein Wankelgang vom „Luftigen Musikanten“ werden wohl noch für längere Zeit seinen Namen lebendig erhalten, vielleicht auch das eine oder andere Drama aus seiner Feder. In der Form sind die meisten seiner Arbeiten vollendet, in der Gesinnung edel — aber im Stoff und der Problemstellung völlig veraltet und unzeitgemäß. Dem modernen Proletariat hat Geibel nicht viel zu sagen — und das besiegelt sein Schicksal, in nicht allzuferner Zeit nur noch ein Name neben anderen Namen zu sein!

### Nervenerregende Winde.

Aus Kapstadt wird neuerdings eine merkwürdige Erscheinung bekannt, die das höchste Interesse der Nervenärzte erregt. Dr. Gustav Heim in Bonn beschreibt in der „Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie und Kurort-Hygiene“ die eigentümliche nervenerregende Wirkung der Südostwinde in der Kapstadt. Der Südost kommt in Kapstadt vom Tafelberg herunter; man nennt ihn den „Kapdokter“, er ist ein kühler Wind, der aus den Südpolar-gegenden kommt. Im Gegensatz zu ihm hat der Nordwestwind, die äquatoriale Strömung, die zu schilbernden merkwürdigen Eigenschaften nicht. Die Wirkung wird am besten klar werden, wenn wir ein paar der von Dr. Heim angeführten Beispiele betrachten.

Dr. med. A., ein Südafrikaner, der sein medizinisches Staatsexamen in Göttingen gemacht hat und 45 Jahre alt ist, wohnt seit sieben Jahren in Kapstadt. Regelmäßig, wenn der Südostwind erscheint, fühlt er sich sehr reizbar und verstimmt, müde, unlustig zur Arbeit mit Kopfdruck und starker Reizung des Auges behaftet, die sich bis zur Bindehautentzündung steigert. Viele — so sagte er — bekommen bei Ostwind Kopfschmerz und werden dabei nervös. Er meint, es wären hier unter seinen Patienten mehr nervöse, als höher oben im Lande und in Hamburg, wo er früher beiderorts praktiziert hat. Er weiß, daß von anderen, auch von englischen Ärzten, die geschilbernden Erregungserscheinungen bei Südostwind gleichfalls beobachtet wurden. Der andere Wind, der Nordwest, habe, obgleich auch er gelegentlich sehr stürmisch sei, diese Eigenschaften nicht und sei unangenehm. Der A. ist wohl etwas nervöser als früher, schreibt das jedoch der ärztlichen Tätigkeit zu, obgleich er die Möglichkeit einer klimatischen Ursache zuläßt. Er fühlt sich im Winter besser, ist dann frischer und hat mehr Lust und Fähigkeit zur Arbeit. Die Arbeitskraft war auch in Deutschland größer, wenn ihn auch der Hamburger Nebel deprimierte.

Ein zweiter Fall betrifft den Dr. med. J., einen Südafrikaner im Alter von 64 Jahren, der 22 Jahre in Kapstadt wohnt, 18 Jahre lang als Schüler und Student in Europa und 16 Jahre Arzt auf dem Lande, in dem 29 engl. Meilen von der Kapstadt entfernten Baarl war. Während den Südostlagen die meisten Leute, wie er selbst auch, über Kopfschmerzen und Verstimmung. Während des Südostwindes fühlt er sich auch im Zimmer erschläft, verstimmt und schwer im Kopf. Bei anderen Winden merkt er diese Beschwerden nicht, auch dann nicht, wenn sie im Sommer wehen. Im Winter kann man in Kapstadt besser arbeiten als im Sommer, auch in Europa war seine Arbeitsfähigkeit größer, wovon er sich in Deutschland und in der Schweiz jedesmal überzeugt hat, wohin er inzwischen vier- bis fünfmal gereist war. In Baarl ist ihm dies und auch ein nachteiliger Einfluß des Südostwindes ebensowenig aufgefallen, wie ein Unterschied der Arbeitsfähigkeit im Sommer und im Winter. In Kapstadt aber klagen auch die Schüler und Examinanden darüber, und daher ist die Verlegung der Examina in den Dezember nicht gut. Die Engländer sprechen von „Rattles by the South Eastern“ (Werdrossen sein durch den Südost). J. selbst ist nicht nervös.

Im Gegensatz dazu hat ein anderer Arzt die Verlästigungen überhaupt nicht während, sondern allemal nur vor dem Sturm gehabt.

Dr. med. S., etwa 35 Jahre alt, ein Deutscher von großem, kräftigem Körperbau, der seit dem 22. April 1903 in Kapstadt wohnt, hatte schon vom nächsten Sommer ab zwei Jahre lang unter dem Südost zu leiden. Bei stärkerem Winde aus dieser Richtung stellte sich fast regelmäßig etwa einen Tag lang, Gemütsdepression, Müdigkeit und Launenhaftigkeit ein, aber nur vor dem Sturm, nicht während desselben. Andere Winde erzeugen diese Symptome nicht. Manche Leute haben erzählt, daß sie bei dem Südostwind Kopfschmerz bekämen. An sich selbst hat er das nicht bemerkt, weil er überhaupt nicht dazu neigt. Als Chirurg behandelt er zwar keine Nervenkrankheiten, meint aber doch, daß in der Kapkolonie viel Nervöse seien.

Nach wurde man fauler und weniger leistungsfähig, dazu habe man besonders im Sommer mehr Schlafbedürfnis. Es ist bisher noch völlig unaufgeklärt, worauf die geschilberten, nervenaufreizenden Wirkungen des Südoststurmes beruhen. Nur soviel ist gewiß, daß sie einem erschlassenden Sätze einfluß nicht zuschreiben sind, denn die Hitze tritt erst nach dem völligen Aufhören des „Kapdoktors“ ein, dann, wenn die unangenehme Begleitererscheinungen des Sturmes schon fast vorüber sind. Der Südost hat ja eine abkühlende Wirkung, wie schon nach seiner Herkunft begreiflich ist. Wiewohl ist die ganze Erscheinung noch zu wenig erforscht. Wie das in allen solchen Fällen ist, wo man auf die Mithilfe der breitesten Bevölkerung angewiesen ist, kommen viele widersprechende Aussagen vor. Nachdem nun allerdings erst einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Sache gelenkt wurde, dürfen wir jedoch hoffen, daß das Rätsel bald seine Aufklärung findet.

### Allerlei.

Enorme Zunahme der künstlichen Düngung. In den letzten zehn Jahren hat die Erzeugung und der Verbrauch der künstlichen Düngemittel einen phänomenalen Aufschwung genommen. Die Zahlen lassen sich leider nicht so schnell ermitteln, daß sie vollständig nur bis 1910 vorliegen. In diesem Jahre wurden 23 608 000 Tonnen künstliche Düngemittel verbraucht, am meisten davon Phosphatdünger. Im Jahre 1911 sind rund 26 Millionen Tonnen im Werte von 1600 Millionen Mark erzeugt worden. Den größten Anteil hat das Superphosphat, dann folgen die Mineralphosphate, sodann Thomasmehl, dann erst folgt der Chlorkalium, schwefelsaures Ammoniak, Kalifalze usw.

Parlaments-Stillsitzen. Wie man weiß, kann man bei mäßigem Studium der Reichs- und Landtagsreden gar manche erstaunliche „Veräberungen“, der deutschen Sprache unbedenken, und schon mancher freundliche Finger hat die Mittelzeit an seinem Entdecker-Vergnügen teilnehmen lassen. Das tut jetzt auch ein Einjender in Berlin, der der „Frankf. Ztg.“ folgenden in den letzten acht Wochen gepflanzten Reichstags-Stillsitzen-Strauß überreicht: Der Sozialdemokrat Dr. David meinte: „Aus praktischen Gründen schon treten wir nicht auf den Boden des Abgeordneten Alpers.“ — Wir sind guter Hoffnung! Bei dem Sonntagsruhegesetz führte Ag. Dr. Quara-Frankfurt (Soz.) aus: „Wenn jemand am Sonntag früh gefahren ist, so hat er doch wirklich Zeit, bis Montag früh sich einen Grabstein zu bestellen.“ (Statt „er“ sollte es „es“ heißen, und das letzte „ich“ war mindestens entbehrlich.) Schön war es, was sein Genosse Krähig sagte: „Wir sind der Meinung, daß die Junker nicht ein werbendes, sondern ein fressendes Inventar der Volkswirtschaft sind.“ Ferner: „Der Streikendarm ist der Nagel, an dem demnächst das Koalitionsrecht aufgehängt werden wird.“ Sein freimüthiger Nachbar, Herr Hoff, meinte: „Wenn Sie das sagen, wird Ihnen ein Käselein entgegenfallen!“ Der heilige Immanuel kam würde sich so dieser Logik der Regierung im Geade umdrehen, wenn er noch lebte! Der deutsch-soziale, oder, wie es jetzt heißt, deutsch-völkische Abgeordnete Werner-Gehlen apostrophierte einen Kollegen: „Aber, berechtere Herr Thiele, ich weiß zwar nicht, ob Sie hier sind...“ Dr. Becker-Köln verbeichtete sich jüngst im Abgeordnetenhaus über das Pferde-material, das auf heimischem Boden gewachsen und bereits mehrfach durchgesteigt sei. Der Pole Kurzawski sprach vom „warmen Aufstehen seiner Freunde“. Der konservative Baron Knigge mahnte beim Etat des Reichsgesundheitsamts: „Wir wollen doch an den alten Krankenschwestern nicht rütteln.“ Der Sozialdemokrat Siebel meinte: „Hier müssen die Verhältnisse nicht richtig im Auge gewesen sein. Die Beamten auf der Reichsversicherungsanstalt für Privatbeamte müssen arbeiten wie die eingepökelten Heringe.“ Sein Freund König: „Die Wasserfische findet dort einen guten Resonanzboden.“ Ag. Bächner (Soz.) sagte: „Der Mann scheint die Verhältnisse einigermaßen sehr genau zu kennen.“ Der Fortschrittler Hoff nahm sich der Beamten menschenfreundlicher an und forderte für sie: „Wir müssen den Beamten zu einem festen Verhältnis verhelfen.“ Der Nationalliberale List-Ehlingen erkannte an: „Vor zwei Jahren, als wir die Vereinheitlichung der Eisenbahnen forderten, hat uns das Reichseisenbahnamt den Kezerischen kleinen Finger geboten.“ Der Eisfasser Paegy fühlte sich in seine heimische Gegend versetzt, als er äußerte: „Barum hat man hier nicht offene Wein eingeschickt?“ Wäse Weipflebe verberben gute Sitten! Nachdem die Abgeordneten im Strom der Rede sich zum Strudel ergreifen lassen und schließlich in Schiltnaerwäse geraten, aus denen sie sich nicht

mehr retten können, macht sich auch im Wortlaut der Reichstags- und Reichs-Verordnungen, die angeblich zunächst von Deutschen Sprachgelehrten verfaßt wurden, schon der böse Einfluß geltend. § 6 des Sonntagsruhegesetzes für das Handelsgevierte lautet wörtlich: „Die Gewerbetreibenden sind verpflichtet, jeden Beschäftigten an jedem dritten Sonntag...“ Und der dritte Sonntag dürfte nur 24 Stunden zählen! — Ein Mitglied der Regierung, sogar ein Ministerdirektor, sagte: „Wir müssen die Nord- und die Ostsee ihren eigenen Weg gehen lassen.“ — Einer seiner Spezialkollegen sprach von der Winnenenschiffahrt, die stets im Flusse bleiben müsse.

Gorkis Schicksal ist noch nicht entschieden. Zurzeit findet noch ein lebhafter Schriftwechsel zwischen der Petersburger Staatsanwaltschaft und dem Justizministerium statt, denn die Staatsanwaltschaft will die Verantwortung für den geplanten Streich nicht auf sich allein nehmen. Die endgültige Entscheidung über diese Frage liegt also bei dem Justizminister Schtschegolow, dessen Tätigkeit als oberster Leiter der russischer Rechtsbarbarei die Genäbe dafür bietet, daß die russische Justiz Gorki nicht so leicht aus ihren Krallen befreien wird.

### Für unsere Frauen.

#### Kommunale Bevölkerungspolitik.

Die Stadt Allenstein in Preußen hat den Anfang mit Familienzulagen für städtische Beamten und Arbeiter gemacht, und Breslau schied sich an, zu folgen. In einer Sitzung des Staatsausschusses des Breslauer Stadterordnetenverammlung forderte der Magistrat 160 000 Mk. für Familienbeihilfen an städtische Arbeiter. Während Allenstein die Zulagen nach den Gehaltsbezügen und der Kinderzahl abstufte und sie nur Arbeitern und Angestellten, die unter 1600 Mk. Jahresverdienst haben, zubilligt, will der Breslauer Magistrat allen städtischen Arbeitern mit drei oder mehr Kindern ohne Ausnahme eine monatliche Beihilfe gewähren. Sie sollen bei drei Kindern 9 Mk., bei vier Kindern 11 Mk., bei fünf Kindern 12,50 Mk., bei sechs 13,50 Mk., bei sieben 14 Mk. und für jedes weitere Kind 2 Mk. mehr erhalten.

Es ist sicher sehr zu begrüßen, daß einige Kommunen auf diese Weise an der Eindämmung des Geburtenrückgangs praktisch arbeiten wollen. Leider ist nur der Preis der Familien, denen diese Unterstützung zuteil wird, verhältnismäßig klein. Die unendlich viel größere Zahl von Arbeiterfamilien, die sich in gleich ungunstigen oder noch schlechteren Existenzverhältnissen befinden, und nicht in Diensten der Stadt stehen, gehen leer aus. Die Industrie denkt einstweilen nicht daran, Extralöhne an diejenigen Arbeiter zu zahlen, die eine große Familie versorgen müssen. Hier muß also auf eine andere Weise geholfen werden, und das ist nur möglich durch eine Verbilligung der Lebenshaltung. Durch den Beitritt zu den Konsumgenossenschaften können die Arbeiter ihr Haushaltsbudget ein wenig entlasten. Sie kaufen in den Konsumvereinen billiger ein als in den Detailgeschäften, aber diese Verbilligung des Haushalts kann naturgemäß nur geringfügig sein. Ein wirklich bemerkbares Sinken der Preise kann erst dann eintreten, wenn die Pölle auf Lebensmittel herabgesetzt und schließlich aufgehoben werden.

Es bleibt dann noch ein anderer Weg: die Sorge für billigere Wohnungen. Auch auf diesem Gebiete haben die Genossenschaften erfreuliches geleistet. Es sind gesunde Arbeiterwohnhäuser mit Gärten entstanden, für die nicht mehr bezahlt zu werden braucht, als für eine mittelmäßige Wohnung von zwei Zimmern in der Stadt. Aber die Waugenossenschaften können nicht ständig darauf los bauen. Es ist schwer für sie, Gelder für große Hypotheken zu bekommen, sie müssen vorsichtig arbeiten und dürfen nicht zuviel Kauten auf einmal in Angriff nehmen, da sie nur mit beschränkter Kapitalien rechnen können. Für die Masse der schlechtestgehenden Arbeiter kommen sie nicht in Betracht, da diese nicht in der Lage sind, außer dem Mietzins auch nur eine bescheidene Summe zurückzuliegen, um so allmählich das Recht auf ein Genossenschaftshaus zu erwerben.

Auf der andern Seite sind die Hausbesitzer nicht geneigt, die Mietpreise herabzusetzen oder auch nur abwendigspredende Wohnungen für Arbeiterfamilien zu bauen. Sie jammen über die Schädigung des Hausbesitzers durch das häufige Umziehen, und es taucht neuerdings wieder häufiger der Wunsch auf, die Art der Mietzinszahlung durch Gesetz zu regeln. Das heißt, es soll ein sogenannter „Spargzwang“ für die Arbeiter eingeführt werden können, oder, wie vor kurzem der Direktor des Berliner städtischen Wohnungsamtes, Dr. Raporte, im „Berliner Tageblatt“ vorschlug, der Hausbesitzer soll dadurch sicher gestellt werden, daß dem Arbeitgeber die Pflicht auferlegt wird, einen bestimmten Prozentsatz vom Arbeitslohn zurückzuführen und ihn dem Vermieter zu zahlen.